

# Das Haus ist leer

oder  
ein Versuch über das Schweigen

Textfassung der Uraufführung am  
Schauspielhaus Zürich vom 9.10.2021

von Boris Nikitin für Omanut

I.

## Prolog

Oktober 1943. Deutschland ist seit vier Jahren im Krieg.

Ein Rechtssystem ist vollständig gekippt.

Es sieht nicht gut aus für die Deutschen, das Blatt hat sich gewendet.

Das Versprechen des Tausendjährigen Reichs erweist sich mehr und mehr als eine einzige wahnhaftige Illusion.

Die Parteikader stellen sich offen hinter ihren Führer, doch machen sich so manche allmählich Gedanken darüber, ob sie nicht auf die falsche Karte gesetzt haben.

Die Unfehlbarkeit des Führers ist nicht mehr unfehlbar. Der Gehorsamkeitsgedanke jedoch verbietet jede offen ausgesprochene Kritik an der Diktatur. Sie wäre tödlich.

Die Angst, es mit dem Opportunismus zu weit getrieben zu haben, schleicht sich in die Körper.

Man tauscht sich, wenn überhaupt, im Stillen aus.

Das ist das Klima, in welchem der Reichsführer der SS Heinrich Himmler im Rathaus der polnischen Stadt Posen, die auf polnisch Poznan heisst, unter strengster Geheimhaltung alle 43 Gauleiter des Reichs versammelt, um ihnen die Direktiven mitzuteilen, die wenige Monate zuvor in Berlin beschlossen wurden.

Es ist bereits früher Abend, gegen 18 Uhr, am nächsten Tag wird Himmler seinen 43. Geburtstag feiern.

Himmler stellt sich vor die im Saal sitzenden Funktionäre und verkündet die Entscheidung der Führung, die jüdische Bevölkerung Europas vollständig auszulöschen.

Es ist eine längere Passage und sie ist unmissverständlich.

Bevor Himmler dies jedoch tut, geschieht etwas Sonderbares.

Er lässt, für alle sichtbar, zwei Aufzeichnungsgeräte aufstellen, genauer gesagt zwei Phonographen der Marke Edison, deren Aufgabe es ist, seine Mitteilung auf zwei Wachsschallplatten festzuhalten.

Während also alle Personen, die sich in diesem Raum befinden, Himmlers Rede zuhören, können sie zur gleichen Zeit sehen, wie sich die Sätze im selben Moment, Wort für Wort, Umdrehung für Umdrehung, in diese Platten einritzen.

Warum tut die SS das? Wozu diese Geräte, wo doch die Zusammenkunft unter allergrösster Geheimhaltung stattfinden soll?

Man könnte davon ausgehen, dass es Himmler einfach darum geht, die Rede selbst aufzuzeichnen. Bei einem eitlen Menschen sollte es nicht weiter verwundern, würde er diesen Moment als historisches Ereignis für die nachfolgenden Generationen archivieren wollen.

Aber darum geht es nicht.

Himmler und die SS wollen etwas anderes haben.

Etwas, das gleichermassen verewigt werden muss und das für die Legitimation des Verbrechens unabdingbar sein wird.

Es ist nicht einfach Himmlers Stimme, die aufgezeichnet werden soll. Nicht die Worte sind es, die in diesem Raum fallen, um die es am Ende geht. Sondern die Lücken zwischen den Worten.

Die Stille im Saal.

## 1.

Im Sommer 2009, als ich gerade in Berlin bin und das Stück «Imitation of Life» probe, in welchem ich mein ganzes Misstrauen gegenüber dem Dokumentarischen und der Idee von «echten Menschen auf der Bühne» zum Thema machen möchte, ruft mich meine Mutter an und teilt mir mit, dass meine Grossmutter Magda gestorben ist.

Die Nachricht kommt nicht überraschend. Magda lag schon seit mehreren Tagen in ihrem Altersheim in Bratislava im Sterben. Sie verbrachte die letzten drei Jahre dort, erst zwei Monate zuvor hatte ich sie wieder besucht und fast eine ganze Woche mit ihr verbracht.

Eigentlich war es kein Altersheim, sondern eine Rehabilitationsklinik, in der sie sich aufhielt, seitdem sie in ihrer Küche gestürzt war und sich dabei eine Hüfte gebrochen hatte. Ihr Körper hatte sich im Anschluss an die Operation einigermaßen erholt, doch waren die Ärzte der Ansicht, dass aufgrund ihrer Gesamtverfassung eine Rückkehr in ihre Wohnung noch nicht möglich sei. Sie empfahlen daher meiner Mutter und ihrer Schwester, sie vorerst in der Klinik zu lassen. Magda, die immer sehr viel Wert auf ihre Autonomie gelegt hat - immerhin war sie Professorin der Chemie - war mit diesem Vorschlag überhaupt nicht einverstanden, doch wurde sie in diesem Falle, entgegen ihrer Gewohnheit, von der Mehrheit überstimmt.

Es geht ihr bei meinem Besuch trotz der Umstände ganz gut - sie ist 86, ihre mentalen Fähigkeiten, auf die sie neben ihres guten Aussehens immer sehr stolz gewesen war, haben zwar nachgelassen und sie unterlässt es auch nicht, sich über den schlechten Service und ihre ungebildeten Zimmernachbarinnen zu beschweren, doch hat sie im Vergleich zu den Jahren zuvor, in welchen sie nach dem Tod meines Grossvaters allein in ihrer Wohnung lebte, keine Depressionen mehr.

Es ist etwas, das mir sofort auffällt. Seit einigen Jahren habe ich selbst immer wieder depressive Schübe. Sie treten mit einer ziemlich hartnäckigen Regelmässigkeit zu Tage und dauern manchmal mehrere Monate. Daher sind mir die Ängste und die innere Lähmung, die in den Körper und den Kopf hineinkriechen können, sehr vertraut.

In den letzten Jahren zeigte Magda ähnliche Symptome, doch als ich sie nun in der Klinik besuche, ist es, als hätte plötzlich jemand eine schwere, unsichtbare Decke einfach weggezogen. Sie ist griesgrämig und zynisch wie immer, aber die Schwermut ist von ihr abgefallen. Die Tatsache, dass sie nun täglich Menschen um sich herum hat, macht sie zwar wütend, aber es scheint sie zu beleben. Sie wirkt irgendwie erleichtert.

Und vielleicht - werde ich später denken - spielt auch ein bisschen jener Fatalismus mit rein, der Menschen ergreift, wenn sie beginnen, ihr Leben nach all den Jahren der Mühen, Sorgen und der Selbstbeherrschung allmählich loszulassen.

\*

Am zweiten Nachmittag meines Besuchs sitzen wir zusammen im Garten des Heims. Es ist Sommer, draussen ist es warm. Die anderen Patienten sitzen in ihren Rollstühlen. Manche tragen Baseballkappen und Sonnenbrillen und dösen im Schatten der Bäume vor sich hin.

Es ist alles sehr langsam, sehr ruhig und verletzlich. Irgendwie geniesse ich diese Atmosphäre und ich bin froh, bei meiner Grossmutter zu sein.

Seit meinem 15. Geburtstag besuche ich sie regelmässig. Nach dem Tod meines Grossvaters will ich sie noch einmal anders kennenlernen, zugleich geben mir diese Reisen allein mit dem Zug nach Bratislava die Möglichkeit, mich unabhängig zu fühlen. Sie geben mir Selbstvertrauen und ich fühle mich irgendwie erwachsen.

Wir bauen in dieser Zeit eine Freundschaft zueinander auf, auf die ich stolz bin. Wir tauschen uns über alles Mögliche aus, erzählen uns Geschichten. Sie ist eine der ersten Personen, denen ich von meinem Freund erzähle. Wir diskutieren viel.

Meine Grossmutter ist eine schwierige Persönlichkeit, mit der vor allem ihre beiden Töchter Jahrelang zu kämpfen hatten - und so bin ich, als wir nun zusammen draussen auf der Terrasse der Klinik sitzen, froh, eine eigene, davon unbelastete Beziehung zu ihr aufgebaut zu haben - und auch diesen letzten Abschnitt ihres Lebens mit ihr zu teilen.

Wir trinken zusammen Instant-Kaffee, unterhalten uns, sie fragt mich nach meinem Bruder und meiner Schwester aus, will wissen, wie es mit meiner Arbeit läuft, wie es meinem Freund geht oder was mein Vater so macht und ob er immer noch so viel Sport treibt.

Während wir uns aber so miteinander unterhalten, fällt mir plötzlich auf, dass sie zwischendurch immer wieder kleine Aussetzer hat. Es scheint mir zunächst nichts Ungewöhnliches zu sein für einen Menschen ihres Alters. Zudem ist es etwas Neues an ihr, und es interessiert mich. Diese intelligente Frau, die immer so scharf bei Verstand gewesen ist, verfällt nun plötzlich kurzweilig in Selbstgespräche und beginnt, leise Dinge vor sich hinzubrabbeln.

Ich sitze neben ihr und beobachte, wie sie mit ihren Augen über meine Schultern hinweg irgend einen Punkt hinter mir im Garten anvisiert und sich innerlich von mir entfernt. Und ich weiss noch, wie ich in diesem Moment denke, dass ihr Körper nun anscheinend dabei ist, in sein letztes Kapitel einzutreten und er plötzlich nicht mehr nur meine Grossmutter ist, sondern auch einfach ein alter Mensch.

Wir sitzen eine Weile schweigend da.

Von weitem ist das Geräusch des Stadtverkehrs zu hören und irgendwo in der Nachbarschaft bellt in regelmässigen Abständen - und irgendwie panisch - ein Hund, so als würde jemand beharrlich auf eine zu hoch gestimmte Trommel schlagen.

«Das ist der Wachhund des Lagers», sagt Magda auf einmal.

Ich muss lachen, weil ich denke, dass sie wieder einen ihrer sarkastischen Sprüche gemacht hat.

Doch als eine Krankenschwester herauskommt und die leeren Tassen abräumt, neigt sich Magda mit ihrem Kopf plötzlich zu mir, wie in einer verschwörerischen Geste, und flüstert mir zu, dass wir uns vor den Lagerwärterinnen hüten müssten, sie dürften auf keinen Fall hören, worüber wir sprechen.

Jetzt bin ich doch ein wenig irritiert und frage mich, ob sie einen kleinen Anfall von Demenz hat, und in einer Halluzination diesen Garten, das Personal und die ganze Klinik um uns herum mit einer ganz anderen Realität vermischt.

«Du brauchst vor den Pflegerinnen keine Angst zu haben», sage ich und greife wie aus einem Reflex heraus nach ihrer Hand und streichle deren Oberfläche. Als ich die von der Sonne erhitzte feine Haut spüre, erschrecke ich innerlich ein wenig; sie fühlt sich an wie warmer Teig, und ich realisiere bei der Berührung, dass es das erste Mal ist, dass ich so etwas tue.

## 2.

Es heisst, es brauche 600 Wiederholungen, bis sich im Gehirn des Menschen eine neue Synapse bildet.

Das nennt man in der Forschung Plastizität.

Magda ist eine eloquente Persönlichkeit. Sie spricht sechs Sprachen. Sie unterhält sich gern. Über andere, nicht selten auch über sich.

Nur über eines spricht sie nicht: über den Krieg und die Zeit unmittelbar danach.

Nie.

Sie könne es nicht.

Ihr Vater, Paul Toffler, ein katholischer Pharmazeut aus Trenčín, der in dieser kleinen Stadt zwei Apotheken führte, war 1944 von der SS dabei ertappt worden, wie er die Partisanen heimlich mit Medikamenten versorgte. Er wurde verhaftet, nach Buchenwald weggeschafft und starb kurz vor Kriegsende auf einem Todesmarsch.

«Er kam ins Konzentrationslager, weil er den Partisanen Medikamente gegeben hat.»

Das ist der einzige Satz, den ich von Magda über diese Zeit jemals hören werde.

Sie möchte nicht darüber sprechen. Es mache sie depressiv, sagt sie.

Es sind die letzten Jahre, in denen dieses Land noch Tschechoslowakei heisst. Wir besuchen meine Grosseltern zweimal im Jahr, einmal im Sommer, einmal im Winter, um gemeinsam Weihnachten zu feiern.

Die Zollkontrolle an der Grenze dauert jeweils mehrere Stunden. Das Auto muss komplett geleert werden. Die Grenzwächter durchsuchen die Koffer, den Kofferraum ebenso wie den kompletten Motor unter der Motorhaube, bevor uns schliesslich erlaubt wird, die Grenze zu passieren.

Meine Grosseltern leben in einer Altbauwohnung in einer Wohngegend unweit des Bahnhofs. Die Wohnung ist ein bisschen heruntergekommen. Die Küche, das Bad, die Toilette sind viel älter als bei uns zu Hause in der Schweiz.

In den Räumen hängt immer ein eigentümlicher Geruch, den ich nur aus dieser Wohnung kenne und der sich so sehr in mein Gedächtnis festsetzt, dass ich ihn noch heute sofort jederzeit abrufen könnte. Irgendwann erklärt mir jemand, dass es sich bei dem Geruch um Kampfer handelt - etwas, von dem ich bis heute nicht weiss, was es eigentlich ist oder wie es aussieht.

Die meiste Zeit verbringen meine Geschwister und ich mit unserem Grossvater Emil. Er ist Magda's zweiter Ehemann und der Vater unserer Mutter. Er war früher einmal Jurist. Zu Beginn der Nachkriegszeit ging er in den Widerstand gegen das neue Regime, wird uns erzählt. Dafür steckten sie ihn für zwei Jahre ins Gefängnis. Später wird Magda immer sagen, dass er sich dort den Krebs geholt hat.

In den Sommern gehen wir mit Emil immer an den See, um zu baden und zu angeln, wir essen Eis aus der Eismaschine und sammeln Gräser, die wir zwischen Fliessblätter in ein Buch legen und dort über Wochen trocknen lassen.

Ab und an besuchen wir Magda an ihrem Arbeitsplatz. Es ist ein pharmazeutisches Laboratorium. Die Menschen, die dort arbeiten, tragen weisse Kittel, halten Ampullen in ihren Händen und machen sich Notizen. Es herrscht eine konzentrierte Geschäftigkeit. Magda leitet das Labor und alle nennen sie «Professor».

An den Abenden sitzen wir immer im Wohnzimmer und schauen uns die «Zeit im Bild» an, die Nachrichtensendung des Österreichischen Rundfunks.

Magda erklärt mir, dass die Person, die seit kurzem so oft im Fernsehen zu sehen ist, der neue Generalsekretär der kommunistischen Partei der Sowjetunion sei. Mit ihm würde es besser werden, sagt sie. Nicht viel später werde ich mit ihr und Emil und zehntausend anderen Menschen entlang einer Strasse stehen und diesem Mann mit einem Fähnchen zuwinken, während er aus einer schwarzen Limousine hinauslächelnd an uns vorbeibraust.

Auch hören wir aus dem Fernseher im Wohnzimmer an mehreren Abenden das Wort «Plitvice», das sich mit seinen Silben wie drei Messerstriche in mein Gedächtnis einritz. Es ist der Name eines Parks, in

dem offenbar Schüsse gefallen sind. Magda und Emil sitzen neben mir und schauen ebenso besorgt aus wie der Nachrichten-Sprecher des ORF. Es ist der Beginn des Jugoslawienkriegs, aber das weiss zu dem Zeitpunkt noch niemand.

Und da ist dieses Foto von Magdas Vater. Paul Toffler. Es steht immer an der gleichen Stelle auf ihrem Schreibtisch, gegenüber des Fernsehers auf der anderen Seite des Raums und zeigt eine Person mit hoher Stirn und einem Schnurrbart.

«Er starb im Konzentrationslager, weil er den Partisanen Medikamente gegeben hat.»

«Er starb im Konzentrationslager, weil er den Partisanen Medikamente gegeben hat.»

Es ist ein Satz, den ich meine ganze Kindheit hindurch immer wieder höre. Er gehört für mich ebenso zur Welt meiner Grosseltern wie die verrussten Häuser mit ihren eingeschossenen Fassaden, Emil's nicht enden wollende Chemotherapie oder Magda's chronische Müdigkeit und die rauen, erschöpft wirkenden Gesichter der Menschen in den Strassenbahnen, die alle zusammen diese ganz eigene Wirklichkeit formen, in die wir mit unseren Eltern und später nach ihrer Scheidung, mit unserer Mutter hinein- und hinausmigrieren, und von der wir ein Teil sind aber irgendwie auch nicht, als ich und meine Geschwister noch Kinder sind.

Und so befremdet es mich auch nicht, dass der Krieg und die Erinnerung an das Verschwinden ihres Vaters bei Magda, jetzt, 20 Jahre später, wieder heimkehren und sich mit ihrer eigenen Realität in diesem Krankenhaus zu vermischen beginnen, als ich mit ihr im Garten der Klinik sitze und mit meiner Hand über ihre Haut streiche.

Ich verbringe insgesamt eine Woche in Bratislava. Wenn ich nicht bei Magda in der Klinik bin, gehe ich mit meiner Tante und meinen beiden Cousinen mittagessen, besuche die Burg, spaziere der Donau entlang, mache Fotos und schreibe meine Gedanken in mein Notizbuch hinein.

Die Stadt hat sich in den letzten Jahren sehr verändert. Die Fassaden sind renoviert worden und die Innenstadt hat sich mit Restaurants und Cafés für Touristen und für eine neue Generation schön gemacht.

Und mir ist klar: das hier ist ein Abschied.

### 3.

Ein paar Wochen nach Magdas Beerdigung bin ich in den Endproben von «Imitation of Life» in der Kaserne Basel, als während einer Probepause mein Telefon klingelt.

Es ist meine Mutter.

«Es ist ein Brief aus Israel bei mir angekommen», sagt sie «von Magda Korach. Sie ist Mamina's Cousine und lebt in der Nähe von Tel Aviv. Komm am besten her und lies den Brief selbst. Es wird dich interessieren.»

Ich reagiere ein wenig erstaunt, da ich noch nie etwas von einer Cousine meiner Grossmutter, die in Tel Aviv lebt, gehört habe. Aber es klingt interessant und so gehe ich ein paar Stunden später nach der Probe zur Wohnung meiner Mutter. Ich bin gerade in gelassener Stimmung, die Proben laufen gut, zudem ist Spätsommer, die Menschen sitzen am Rheinufer, unterhalten sich und begehen ausgelassen den anbrechenden Feierabend.

Als ich die Wohnung betrete, sitzt meine Mutter am Esstisch.

Der Brief liegt auseinander gefaltet vor ihr.

«Und, wer ist diese Magda Korach?» frage ich sie.

«Ich hatte vor ein paar Jahren einen Briefwechsel mit ihr. Ich wollte mehr über Mamina's Hintergrund wissen. Du weisst ja, sie hat nie selbst davon gesprochen. Hier, schau selbst.»

Sie reicht mir ein dünnes, einseitig beschriebenes Blatt Papier.

Die Handschrift ist nicht so leicht zu entziffern, sie ist zittrig und stammt offenbar von einem sehr alten Menschen, der viel Kraft für diese Zeilen aufgewendet hat, die mit Blick auf die Umstände jedoch überraschend sachlich sind:

«Zum Tod Deiner Mutter möchte ich mein Beileid bekunden....»

Und: «Ich bedauere sehr, dass wir seit unserem Briefwechsel vor vier Jahren keinen Kontakt mehr hatten. Du wolltest damals mehr über Deine Familie wissen und ich hatte Dir geschrieben, dass beide Deine Grosseltern aus einer jüdischen Familie stammten, bevor sie Christen wurden.

Es ist sehr traurig, dass Magda ihre Wurzeln verdrängt hat, anders kann ich mir nicht erklären, weshalb sie den Kontakt zu ihrer Familie so gemieden hat. Hat sie sich vielleicht geschämt? Wie Du weisst, läuft nach jüdischer Tradition die Religionszugehörigkeit über die Mutter. Und so kann ich Dir Deine Frage von damals erneut beantworten: Deine Grossmutter war Jüdin, Deine Mutter war Jüdin, und so sind Du und Deine Kinder ebenfalls Juden. Ich wollte Dir eigentlich zuerst nicht schreiben, aber es ist wichtig, dass Du es nicht vergisst.»

Ich schaue meine Mutter etwas verblüfft an. «Seit wann weisst du davon», frag ich sie.

«Noch nicht lange, Ich bin seit einiger Zeit mit ihr im Kontakt. Vielleicht solltest du sie besuchen.»

«Sie tragen beide den gleichen Namen», murmle ich vor mich hin, während ich auf den Brief starre. Als ich wieder hochblicke, lese ich am Gesichtsausdruck meiner Mutter ab, dass sie mich nicht verstanden hat. Und so wiederhole ich etwas lauter: «Magdalena Toffler. Sie tragen beide den gleichen Mädchennamen.»

#### 4.

8. August 2010

Lieber Boris! Meine zwei Sehnen auf der rechten Schulter sind gerissen, deswegen schreibe ich so schrecklich. Über Deinen Brief habe ich mich sehr gefreut. Es ist mir eine grosse Last von der Seele gefallen. Denn als ich meinen Brief an Dich abgeschickt hatte, begann ich nachzudenken:

Gott, im Himmel, wie kann ich einem FREMDEN gegenüber mein Leid, mein Unglück, meinen Schmerz und meine Verzweiflung äussern? Der versteht doch nichts! Was soll ich sagen? Die halbe Wahrheit, oder nur Fakten? Denn weder Magda noch Deiner Mutter habe ich das Bitterste und Schwerste mitgeteilt. Aber Dein Brief ist warm. Scheinbar ist etwas von unserer Familie in Deinen Genen.

Natürlich wirst Du auch viel Schönes hören, zum Beispiel über die Zeit, als alles noch normal und selbstverständlich war. Aber je älter ich werde, kann ich auch die grausamen Geschehnisse besser beurteilen.

Boris, vor meinem Haus ist ein kleiner Garten, ohne Rasen und auch ohne Blumen. Ich kann nur noch sehr wenig draussen arbeiten und eine Hilfe ist für mich nicht möglich. Auch das Wasser ist schrecklich teuer. Das schreibe ich Dir, damit Du nicht einen schlechten äusseren Eindruck erhältst.

Ich freue mich auf Dich, auch wenn ich weiss, dass es nicht leicht sein wird. Und meine Nerven sind ja nicht die allerbesten.

Sei herzlich gegrüsst, neuer Verwandter, ich freue mich auf Deine Antwort, Magda.

\*

Es ist der zweite Brief, den ich von Magda Korach erhalte, als ich im Spätsommer 2010 nach Israel fliege. In einem ersten Briefwechsel haben Magda und ich uns aneinander herangetastet. Ich schreibe ihr,

dass ich sie kennen lernen möchte und sie antwortet höflich - aber auch ein wenig distanziert - dass sie sich über meine Kontaktaufnahme freut.

Herantasten ist vielleicht nicht das richtige Wort. Von meiner Seite ist es eher ein Anklopfen. Und Magda macht nun mit ihrem zweiten Brief die Tür auf unvorbereitete Weise sehr weit auf. Hier spricht mich jemand in einer Weise an, die mich verblüfft. Ihre Sätze haben nichts von der lethargischen Umständlichkeit und dem Drumherum, die ich von meinem alltäglichen Sprachgebrauch gewohnt bin.

Als ich im Flugzeug sitze, nehme ich den Brief erneut hervor, lese ihn mehrmals durch, studiere ihn. Mich fasziniert diese Sprache, die noch intakt ist. Die sich für das, was sie sagt, nicht schämt.

Ich sitze am Fenster und meine offenbar obsessiv wirkende Lektüre weckt das Interesse meines Sitznachbarn. Ob es das erste Mal sei, dass ich nach Israel reise. Es ist ein amerikanischer Chassid, der mit seiner Frau und einem kleinen, vielleicht sechs Monate alten Baby kurz vor dem Start neben mir Platz genommen hat. Überhaupt sind die meisten Plätze dieses Flugs von Genf nach Tel Aviv mehrheitlich mit chassidischen Passagieren belegt, viele haben Kinder dabei, die Stimmung ist aufgekratzt, geschäftig, zwischendurch stehen die Männer auf und versammeln sich im hinteren Teil des Flugzeugs, um gemeinsam zu beten. In ein paar Tagen sei Yom Kippur, klärt mich mein Sitznachbar in einem breiten New Yorker Englisch auf, deswegen fliegen die meisten nach Hause. Ob ich als Tourist nach Israel reise.

Ich versuche ihm die Kurzfassung meiner Geschichte zu erzählen, aber offenbar ist mir überhaupt nicht klar, was diese Geschichte eigentlich ist; meine Sätze fallen ziemlich umständlich aus und ich habe plötzlich das Gefühl, unsicheres Gelände zu betreten, jedenfalls manövriere ich ungenlenk um die Frage meiner Identitätszugehörigkeit herum und hoffe, meinen Nachbarn weder zu kränken noch mir irgendetwas anzumassen.

Aber während ich mich so winde, lächelt er mich plötzlich an und sagt, als hätte er soeben einfach nur eins und eins zusammen gerechnet: «Ok, so you're Jewish!»

«Yes...no....I don't know...yes...maybe».

Es fällt mir schwer, die Frage zu beantworten.

Vom Flughafen aus nehme ich den Zug ins Stadtzentrum und lade meine ganzen Sachen in der Wohnung von Evelyn und Pascal ab - einem befreundeten Paar, das vor einiger Zeit nach Tel Aviv gezogen ist, nachdem Pascal eine Stelle an der hiesigen Schweizer Botschaft angenommen hat. Sie wohnen in einer grosszügigen, sehr gut ausgestatteten Wohnung unweit des Yitzhak Rabin Square - jenem Platz, auf dem 1995 das Attentat auf den damaligen Ministerpräsidenten verübt wurde.

Ich schmeisse meinen Rucksack aufs Bett und rufe als erstes Magda an, um ihr mitzuteilen, dass ich angekommen sei. Sie heisst mich willkommen und wir verabreden uns für den darauffolgenden Tag bei ihr zu Hause in Ramat HaSharon.

Den verbleibenden Nachmittag nutze ich, um ein wenig die Stadt zu erkunden. Ich spaziere durch die angrenzenden Quartiere, schaue mir einige Bauhaus-Gebäude an, für die Tel Aviv so berühmt ist, laufe dem Strand entlang, schaue den Leuten beim Beach-Volleyball zu, und versuche langsam anzukommen.

Ich reise gerne und fühle mich an Orten, an welchen ich zuvor noch nie gewesen bin, immer erst einmal wohl; sie wecken in mir stets die Vorstellung, dass ich mit meinem Leben komplett neu beginnen könnte. Wenn ich über mir unbekannte Plätze oder durch Strassen und Seitengassen laufe, spüre ich regelrecht, wie sich meine Erinnerung mit jedem Schritt erweitert, wie ich dabei bin, mir die Realität anzueignen und sich dabei meine Biografie mit jeder Abzweigung, jeder Sackgasse und jeder neuen Strassenbiegung zu etwas bisher noch nicht Dagewesenem überschreibt und ich ein anderer werde.

Es ist ein Gefühl von Veränderung und Zukunft. Dieses Gefühl ist meine Definition von Hoffnung und mir wertvoller als fast alles andere. Es ist der Joker, den ich brauche, wenn plötzlich wieder einmal nichts mehr geht.

\*

Die Bus-Haltestelle, an der ich am nächsten Morgen in Ramat HaSharon aussteige, befindet sich an einer mehrspurigen Hauptstrasse, an

der sich in der morgendlichen Hitze mehrere Cafés, Eisdielen und Diners aneinander reihen - alle in diesem amerikanischen, suburbanen Look, der ein bisschen an David-Lynch-Filme erinnert.

Ich nehme mein Notizzettel hervor, auf dem ich mir die Weganleitung zu Magdas Haus aufgezeichnet habe. Ich irre ein wenig in einem Wohnquartier umher, bis ich nach etwa einer Viertelstunde in die Eli-Cohen-Strasse einbiege und auf einmal vor dem Haus Nr. 11 stehe.

Es ist ein heller Bungalow, gesäumt von mehreren Bäumen und Sträuchern auf trockenem, sandigem Boden.

Ich bin plötzlich ein wenig aufgeregt und nervös.

Zu meiner eigenen Überraschung hatte ich mir bisher überhaupt nicht überlegt, wie die Begegnung mit Magda wohl ablaufen würde. Wie würden wir miteinander sprechen? Und worüber?

Ich bleibe für ein paar Minuten vor dem Bungalow stehen und versuche, mich zu sortieren.

Schliesslich gebe ich mir einen Ruck, öffne das kleine Gartentor, betrete den Eingangsweg Richtung Tür und umschlänge die etwa zehn Katzen, die sich auf den Steinplatten in unterschiedlichen Katzenpositionen vor sich hindösend in die Sonne gelegt haben.

Die Klingel ist sehr laut. Ich höre von innen sich annähernde Schritte. Aber nicht Magda öffnet die Tür, sondern eine etwa 50-jährige Frau mit einem strahlenden Gesicht, die mich als erstes gleich einmal herzlich umarmt.

«I am Ruth, Magda's daughter,» sagt sie lachend, und bittet mich mit einem warmen «Welcome to Israel» herein.

Ob ich gut angekommen sei, fragt sie mich, was ich bejahe, während ich das Haus betrete.

Sie lächelt: «Boris, it's really a great pleasure to meet you. You know, it's very special that you are here!»

Wo ich denn wohnen würde, fragt sie mich und ich erzähle ihr von Evelyne und Pascals Wohnung.

«Very good, very good. It's a good and central area, you know. Come, I'll bring you to Magda.»

Sie geleitet mich ins Esszimmer, das nur ein paar Schritte vom Eingang entfernt ist.

Magda sitzt am Esstisch und blickt mich an: eine kleine, zerbrechliche Gestalt mit einem hageren, runzligen Gesicht und weissen Haaren, deren Seitenscheitel mit einer Haarspange zusammen gehalten wird - was sie ein bisschen wie ein kleines Mädchen aussehen lässt.

«Willkommen, Boris», sagt sie, «bitte verzeih, dass ich nicht aufstehen kann, um dich zu umarmen. Aber ich bin körperlich sehr schwach und ich kann nicht gut stehen.»

Sie spricht mit dem gleichen alten österreichischen k.u.k.-Akzent, wie meine Grossmutter und meine innere Anspannung beginnt sich ein wenig zu lösen.

«Hallo Magda. Wie schön, dass wir uns endlich kennenlernen», begrüsse ich sie ein wenig verlegen.

Ich weiss nicht, ob ich sie umarmen oder küssen soll, doch da sagt Ruth auch schon «Please sit down here», und weist mit ihrer Hand auf den Stuhl gegenüber von Magda, die mir erwartungsvoll mit ihren Augen folgt, während ich zum Tisch laufe und mich hinsetze.

Ich müsse bestimmt hungrig sein, sagt Ruth und fragt mich, ob sie mir etwas anbieten könne, or maybe you want a coffee; doch bevor ich ihr antworten kann, ist sie auch schon in der Küche verschwunden.

«Du musst wissen, bei uns Juden ist die Gastfreundschaft etwas sehr Wichtiges», sagt Magda mit einem leicht mahnenden Ton, als ich mich wieder zu ihr umdrehe.

Erst jetzt fällt mir die grosse Einwölbung auf, die sich auf ihrer rechten Stirnseite befindet und die aussieht, als hätte jemand ihren Schädel aufgebrochen und einen Teil ihres Frontallappens entfernt.

Magda schaut mich musternd an. Hinter ihr öffnet sich der Raum hin zum Wohnzimmer, in dem viele Regale stehen, die alle mit Büchern gefüllt sind. Das Wohnzimmer ist direkt über eine Glasschiebetür mit der Veranda und dem Garten verbunden, den ich von meinem Platz aus gut sehen kann und der tatsächlich sehr trocken und leer ist - und von dem ich noch nicht weiss, dass ich dort nur zwei Jahre später

gemeinsam mit einer grossen Festgesellschaft die Hochzeit von Ruths ältestem Sohn Ben Yishai und seiner Partnerin Mika feiern würde.

«Das ist ein sehr schönes Haus», sage ich - und vermutlich auch noch ein paar andere Dinge, an die ich mich aber heute nicht mehr erinnere. Obwohl ich wusste, dass die Gespräche mit Magda einiges Licht ins Dunkle bringen würden, hatte ich mich dagegen entschieden, sie aufzunehmen. Seltsamerweise habe ich nach den Treffen auch keine Notizen gemacht und so muss ich für alles, was ich hier aufschreibe, auf meine Erinnerung zurückgreifen.

Magda nickt. «Mein Mann Laci und ich sind 1951 hierhergekommen. Wir haben dieses Haus gebaut. Du kannst dir nicht vorstellen: Früher war das hier eine Zitronenplantage. Es war damals das einzige Haus in dieser Gegend. Mittlerweile ist eine richtige Stadt drum herum gewachsen», sagt sie, und wirkt dabei ehrlich verblüfft über diese Entwicklung.

Sie legt ihre Hände zusammengefaltet auf den Tisch und blickt mich nun direkt und ernst an, so wie sie dies in den kommenden Tagen durchgehend tun wird.

«Boris, hör her. Ich muss dir etwas gestehen. Bitte sei mir nicht böse, aber ich wollte nicht, dass du kommst! Nach dem Brief, den du von mir erhalten hattest, bin ich in der Küche gestürzt. Meinen Nerven geht es sehr schlecht, und ich hatte auf einmal Angst vor deinem Besuch. Ich habe dir einen weiteren Brief geschrieben und dich gebeten, nicht zu kommen. Aber dieser Brief hat dich nicht erreicht. Er kam zu mir zurück.»

Sie schiebt mir einen Umschlag über den Tisch. Anders als ihre vorherigen Briefe scheint sie diesen schnell geschrieben zu haben:

«Lieber Boris. Leider bin ich in der Küche gefallen. Hab meinen oberen Armknochen gespalten (sehr grosse Schmerzen). So kann unsere Begegnung nicht stattfinden. Wenn ich wieder in Ordnung bin, melde ich mich. Irgendwie ist Dein Brief verschwunden, daher hab ich Deine Telefonnummer nicht mehr. Mit Grüssen, Magda.»

Ich schaue auf den Briefkopf und sehe, dass der Brief an die Schlossbergerallee adressiert ist und nicht an die Strassbergerallee. Ausserdem hat Magda meinen Nachnamen in Nikita umgewandelt. Dennoch bin ich überrascht. Normalerweise überprüft die Schweizer Post derlei Abweichungen und stellt die Briefe am Ende zu. Zudem waren Magdas vorherige Briefe bei mir angekommen.

Ich frage sie, ob es ihr wohler sei, wenn ich wieder ginge, aber sie schüttelt den Kopf.

«Ich bin ein sehr alter Mensch. Aber jetzt bist du hergekommen. Und auch wenn es für mich sehr schwierig ist, werde ich mich bemühen, dir alles zu erzählen. Aber du musst wissen, meine Nerven sind sehr schwach. Ruth hat darauf bestanden, dass sie dabei ist, wenn du kommst. Sie ist hier um mich zu bewachen», sagt Magda - und für einen Moment weht zum ersten Mal ein leichtes Lächeln über ihr Gesicht.

Ich schaue auf die beeindruckende Einwölbung, die gut ein Viertel ihrer Schädeldecke ausmacht.

«Du fragst dich, was das ist. Ich hab 10 Jahre lang meinen Mann hier in diesem Haus gepflegt. Stell dir das vor. 10 Jahre! Nach seinem Tod begannen die Migräneanfälle. Sie wurden irgendwann so unerträglich, dass man mir einen Teil meiner Stirn wegoperieren musste.»

In diesem Moment kommt Ruth aus der Küche zurück und stellt uns je eine Tasse mit Instant-Kaffee auf den Tisch.

«Boris, hör her», sagt Magda ausholend, nachdem sich ihre Tochter zu uns gesetzt hat. «Ich kann dir nicht sagen, weshalb deine Grossmutter Euch nie von ihrer Familie erzählt hat. Wir waren uns nicht sehr nah. Wir hatten uns ein paar Mal geschrieben, weil ich von ihr erfahren wollte, was genau mit ihrem Vater passiert ist und wo sie selbst die Zeit während des Krieges verbracht hat. Wie du inzwischen weisst, waren beide deine Urgrosseltern Juden. Paul, dein Urgrossvater, kam aus einer Familie aus Göllnitz in der Ostslowakei. Er hatte neun Geschwister und einer seiner Brüder war mein Vater.»

Magda hält für einen Moment inne und beginnt plötzlich den Kopf zu schütteln.

«Boris, hör her: Mein Vater, meine Mutter, meine Tanten, meine vier Onkel, von welchen einer dein Urgrossvater war - sie alle wurden in den Lagern getötet.

Meine Schwester Lily war zusammen mit Manci, deiner Urgrossmutter, in Auschwitz. Manci hat überlebt. Lily arbeitete im Lager als Sekretärin, und nachdem die SS entdeckte, dass sie ihre Stelle dazu nutzte, um Informationen über das Lager nach Aussen weiter zu geben, wurde sie erschossen.»

Und Magda wiederholt mit einer flehenden Stimme: «Erschossen!»

Sie schaut mich an, schüttelt dann erneut den Kopf, stösst einen tiefen Seufzer aus, blickt skeptisch zu ihrer Tochter, dann wieder auf mich.

«Boris, hör her, Ruti hat mir verboten, es dir zu erzählen. Aber welchen Sinn würde es machen, wenn du nicht die Wahrheit erfährst. Die ganze Wahrheit!»

Sie blickt wieder zu Ruth und sie beginnen plötzlich miteinander Sätze auf Hebräisch zu wechseln. Ich verstehe nichts, aber es wird deutlich, dass sie ungleicher Meinung sind. Für einen Moment beginnen sie sich zu streiten, doch am Ende scheint Ruti nachzugeben, jedenfalls zuckt sie mit den Achseln, macht eine abwinkende Handbewegung, und sagt dabei etwas, dass der Geste nach zu urteilen nur eines bedeuten kann: «Du machst ja eh, was du willst.»

Magda fixiert mich.

«Boris, hör her! Wenige Tage, bevor meine Eltern und Lily abgeholt wurden, rief mein Vater deinen Urgrossvater an, und bat ihn um Hilfe. Sie waren ja Brüder! Verstehst Du? BRÜDER! Und weisst du, was seine Antwort war?

Bitte verzeih, ich kann gerade leider gar nichts für Euch tun. Ich liege mit einem Schnupfen im Bett.»

Kannst du dir das vorstellen? Mit einem Schnupfen! Er hat uns alle verraten. Aber ich muss jetzt aufhören und sollte nicht mehr weiter darüber sprechen!»

Magda lehnt sich zurück und atmet aus. Wir schweigen für eine Weile. Ich will irgendetwas sagen, zugleich habe ich das Gefühl, dass ich einfach nur zuhören sollte.

«Was war mit meiner Grossmutter?», frage ich schliesslich dennoch etwas unbeholfen, um das Schweigen zu unterbrechen; aber bereits schon im nächsten Augenblick schäme ich mich, die Frage in diesem Moment gestellt zu haben.

«Sie versteckte sich über Monate in einer Scheune in Trenčín bei den Eltern ihres ersten Mannes. Wir mussten uns alle verstecken. Weisst du, was das Schlimmste war? Das Warten darauf, dass sie kommen und mich holen werden. Nach dem Krieg hab ich mir geschworen, mich nie wieder zu verstecken.»

II.

## 5.

Ich zweifle an einer Idee des Dokumentarischen, das den Anspruch erhebt, Realität darzustellen. Oder zu zeigen, wie Realität IST.

Indem es dokumentiert, reproduziert das Dokumentarische unweigerlich die eigenen Voraussetzungen.

Dabei stellt es seine selektive Auswahl als absolute Realität dar.

Diese Verzerrung ist unvermeidlich. Deswegen ist das Dokumentarische die höchste Form des Illusionstheaters, der Propaganda.

Das Dokumentarische stellt die Wirklichkeit nicht einfach nur dar, sondern es stellt sie her.

Der Beobachter ist nicht durch eine magische Trennwand von der Realität, die er beobachtet, getrennt.

Er ist ein Teil davon.

Indem er beobachtet und beschreibt, greift er in die Realität ein und verändert sie.

Er propagiert.

Einem Dokumentarischen, das mich aufzuklären versucht, bin ich daher gegenüber prinzipiell misstrauisch. Und deswegen werde ich auch prinzipiell misstrauisch, wenn auf der Bühne Menschen dazu verleitet werden, unter ihrem bürgerlichen Namen sich selbst zu repräsentieren, um einer Konstruktion von Realität eine Legitimation zu verleihen.

Denn auf dieses Selbst werden sie dadurch festgelegt: Sie müssen sie selbst sein, weil sonst das ganze Konstrukt in sich zusammenfallen würde.

Sie werden zu ihren eigenen Wiedergängern gemacht, dazu gezwungen, die juristische Konstruktion ihrer zivilen Identität mit jeder Aufführung in einer Endlosschleife zu reproduzieren.

Das ist die Konsequenz. Der Mensch als eingefrorenes Dokument.

Aber anders als die Schauspielerinnen können diese Menschen ihre Rolle nach dem Verlassen der Bühne nicht einfach so ablegen.

\*

Das sind Gedanken, die ich im Sommer 2009 in einem Manifest niederschreibe, als ich an «Imitation of Life» arbeite.

Es ist erst ein halbes Jahr her, seitdem ich mein Studium beendet habe. Im gleichen Sommer sitze ich mit meiner Grossmutter im Garten ihrer Klinik und auf einmal spricht sie etwas entrückt von einem Konzentrationslager. Wenige Wochen später stirbt sie und nimmt einen Teil ihrer Geschichte mit sich mit, der sich uns in dem Brief von Magda Korach, die in Israel lebt, offenbart.

Und seit 12 Jahren muss ich immer wieder darüber nachdenken, warum meine Grossmutter nie über ihre jüdische Familie gesprochen hat. Warum hat sie sie - und damit auch einen Teil von sich selbst - zur Unsichtbarkeit verurteilt?

Das ist die Frage, die ich mir in diesem Text stelle.

Im Grunde genommen gibt es auf diese Frage nur eine Antwort: Ich weiss es nicht. Ich kann diese Frage nicht mehr an sie richten. Sie kann sie mir nicht mehr beantworten.

Ich kann nur versuchen, mich in meine Grossmutter hinein zu versetzen und mir vorzustellen, wie es sich angefühlt haben könnte, nach all den Jahren der Gewalt und der Angst plötzlich aufgefordert zu werden, wieder einen Alltag zu beginnen in einem Land, dessen einst vertraute Umgebung einem sein alptraumartiges Gesicht gezeigt hat und das nun auf einmal zu einer Form von Normalität zurückkehren will - wo doch klar ist, das nie wieder irgendetwas normal sein würde.

Ich kann nur mutmassen und muss dabei in Kauf nehmen, dass ich meine Grossmutter dabei komplett verfehle und vielleicht in erster Linie nur über mich selbst spreche.

Ich glaube nicht, dass sie etwas von jenen Geschehnissen wusste, die sich am Vorabend der Deportation ihres Onkels, ihrer Tante und ihrer Cousinen ereignet hatten. Ich glaube nicht, dass sie jemals von diesem Telefonat zwischen Paul, meinem Urgrossvater, und seinem Bruder Joshua erfahren hat. Auch wenn ich es für möglich halte, weiss ich noch nicht einmal, ob dieses Telefonat wirklich jemals genauso mit diesen Worten stattfand.

Und wenn doch: Würde es mich wirklich überraschen, wenn Paul in dem Moment an nichts anderes dachte, als daran, sich und seine eigene Familie zu retten, auch wenn er dafür seinen Bruder, dessen Familie und damit auch sich selbst verraten würde.

Nicht ich äussere diesen Gedanken, sondern Ben Yishai, Ruths ältester Sohn, den ich in den Tagen meines ersten Besuchs in Jerusalem kennenlerne und mit dem mich über die darauffolgenden Jahre nicht nur eine Verwandtschaft sondern auch eine Freundschaft verbinden wird.

Und es kann sein, dass ich meine Grossmutter vor einer simpleren Wahrheit zu schützen versuche, wenn ich glaube, dass der Grund ihres Schweigens über ihre jüdische Familie, ihre jüdische Identität, letztlich jener war, dass sie möglicherweise bis zu Beginn der Verfolgungen und Deportationen, bis zu den «Rassengesetzen» in ihrem Selbstbild keine Jüdin war, und dass es aber für das, was sie war, keine klar auszusprechende Sprache gab. Keine Begriffe, keine Bezeichnung.

Magda wurde als Jüdin verfolgt, doch geboren und gross gezogen wurde sie als Kind von Eltern, die sich mittlerweile als Christen identifizierten. Sie hatten noch vor Magdas Geburt in ihrem eigenen Leben eine wichtige Veränderung vorgenommen und sich von den Traditionen ihrer Vorfahren abgewandt.

Ich weiss nichts über ihre Motivation und ich verspüre das Bedürfnis, mir ihre Konversion als einen romantischen Akt der Rebellion vorzustellen, als Provokation. Ich stelle mir ein junges Paar vor, das sich von den Ritualen und Gesetzen ihrer Familien, die ihnen einen Schutz, eine Identität und ein Zuhause geboten hatten, die aber auch als starr und eng empfunden werden konnten, lossagt, um in der säkularen Mehrheitsgesellschaft der Städte des noch jungen 20. Jahrhunderts eine eigene Zukunft aufzubauen.

Ich würde gerne glauben, dass dies die wesentlichen Motive waren, die Manca und Paul Toffler dazu bewogen, eine solche Entscheidung zu treffen. Aber dann müsste ich ausblenden, dass es gesellschaftliche und rechtliche Vorteile mit sich brachte, wenn man nicht als Jude

identifiziert wurde; dass damit eine Entlastung von täglichen Schikanen einherging; dass eine Konversion auch eine Flucht vor Beleidigungen, Kränkungen und physischer Gewalt sein konnte, ein Versuch, sich selbst durch Anpassung unsichtbar zu machen, und dass daher, was ich mir hier gerade als private Emanzipation vom Land in die Stadt zurechtgelegt habe, ein sehr zweischneidiger sozialer und, ja, körperlicher Prozess gewesen sein muss.

Doch 1940, nach dem Einmarsch der Wehrmacht in die Tschechoslowakei und nach der Einsetzung der Rassengesetze, spielte all dies keine Rolle mehr. Ihre Körper wurden juristisch unterschieden, auf eine Identität festgelegt und eingeordnet.

Und infolgedessen auch der Körper ihrer Tochter.

Sie waren wieder das, was sie immer waren und was sie unabänderlich sein sollten.

Das war das neue geltende Recht.

Magda war als Christin geboren und aufgewachsen.

Aber sie wurde aufgrund der neuen Gesetze als Jüdin verfolgt.

Sie war sowohl das eine wie das andere.

Und zugleich keines von beidem.

Was also war sie, als der Krieg vorbei war?

Was war ihre Geschichte?

Wie konnte ein Mensch, für dessen Identität es keinen klar auszusprechenden Begriff gab, bei dem Versuch, diese Geschichte mit ihren sich widersprechenden Zuschreibungen zu erklären, nicht ins Stottern geraten?

Und wie konnte sich infolgedessen die Angst vor der Scham über die eigene Sprachlosigkeit, über dieses körperliche Versagen, nicht in ein Zögern und von dort aus in ein verdrängendes Schweigen fortsetzen - ein Schweigen das irgendwann, nach all den Jahren, seinen eigenen Ursprung vergessen haben und sich schliesslich als unhinterfragte Lebensbedingung entfalten würde, die sich in der selbstverständlich gewordenen Unfähigkeit ausdrückt, die eigene Geschichte mit den Kindern und den Enkeln zu teilen?

Aber ich weiss nicht, ob das der Grund für ihr Schweigen war. Sie lebte nach dem Krieg in einem Land, dessen politisches System auch weiterhin für Juden keinen Platz hatte. Viele entschieden sich, bis auf Weiteres nicht mehr als solche in der Öffentlichkeit in Erscheinung zu treten. Sie zogen sich mit ihrer Identität in die Privatsphäre zurück. Was auch eine Art ist, wie Menschen plötzlich aus der Realität verschwinden.

Als ich mit meiner Mutter darüber spreche, sagt sie, sie könne sich an keine Menschen erinnern, die sich in der Zeit, als sie selbst ein Kind und später eine junge Frau war, zur jüdischen Gemeinschaft bekannten.

Juden gab es nicht.

Und das Wort «Jude» war ein solch schambesetztes Tabu, dass man es kaum zu sagen wagte, wie bei einem mysteriösen Fluch, bei dem bereits das simple Aussprechen des Wortes eine furchtbare Strafe nach sich ziehen könnte.

Hat sich meine Grossmutter geschämt?

«Sie muss es tief an einem Ort in sich eingeschlossen haben, den niemand entdecken durfte. Ein irgendwie sehr osteuropäischer Charakterzug», sagt meine Mutter. Und ich merke, wie mir Magda auf einmal unendlich leid tut. Sie musste sich über Monate in einer Scheune verstecken und Todesängste über sich ergehen lassen. Und es scheint, dass ein Teil von ihr diese Scheune nie verlassen hat.

Eins ist klar: Ein Mensch, der sich anderen, selbst seinen Nächsten gegenüber verschweigt, sieht die Realität nicht als Verbündeten an, sondern als potentielle Bedrohung. Dieser Realität, mit welchem Gesicht sie sich auch immer zeigen würde, darf man niemals vertrauen, weil sie jeden Tag kommen und einen holen könnte.

Ich möchte gerne einwenden, dass dies eine vernünftige Einstellung gegenüber den Dingen sei. Dass es durchaus sinnvoll sei, sie auf Distanz zu halten, um sie von einem sicheren Standpunkt aus beurteilen zu können.

Es ist eine Einstellung, die mir selbst sehr vertraut ist.

Aber bei meiner Grossmutter glaube ich nicht, dass dieser Überlebensmodus mit einer abstrakten Geworfenheit des Menschen in eine feind-

selige Natur zu tun hat, sondern mit der Tatsache, dass sie als junger Mensch Zeuge wurde, wie eine ganze Gesellschaft - einschliesslich Freundinnen, Nachbarn und anderer vertrauter Menschen - auf einmal komplett kippen konnte und die Türen zu einer Gewalt öffnete, die ihr Leben auszulöschen gedachte; und dass ihr tiefes Misstrauen gegenüber anderen Menschen Teil eines Verteidigungssystems wurde, das sie um sich herum errichtet hatte, um sich vor der Welt zu schützen - auch wenn das bedeutete, dass sie innerhalb dieser Mauern allein bleiben würde; eine Konsequenz, die sie mit Stolz und nicht selten einem verächtlichen Blick auf ihre Mitmenschen kompensierte.

Alles andere bedürfte nicht nur einer übermenschlichen Fähigkeit, zu vergeben, sondern auch einer unmenschlichen Fähigkeit, zu vergessen; eine Fähigkeit, die meine Grossmutter nicht besass - sie sagte mir gegenüber einmal: «Ich habe nicht so viele Fehler, ausser einen: Ich vergesse nichts.»

«Auch das ist sehr typisch für diese Generation in der Slowakei», sagt meine Mutter.

Und ich frage mich: Trifft diese Beschreibung nicht auf so viele Menschen zu? Trifft sie nicht auch auf mich zu?

Und könnte es vielleicht sein, dass das, was wir als Einsamkeit bezeichnen, bei den meisten, ja vielleicht bei allen, letztlich in einer Erinnerung an eine physische Gewalt gründet, die sich durch die ganze Menschheitsgeschichte hindurchzieht - selbst bei jenen, bei denen diese Gewalt schon Generationen entfernt ist und sich nicht mehr in konkreter Angst äussert, sondern in einer vorsichtigen Distanz zu den Mitmenschen?

## 6.

Was ist da genau passiert, in diesem Raum, im Rathaus in Poznan, gegen 18 Uhr, als Himmler seine Rede hält und diese von zwei Phonographen der Marke Edison vor den Augen von 43 versammelten Gauleitern auf zwei Wachsschallplatten aufzeichnen lässt?

Manchmal gibt es Momente, in denen die Wirklichkeit völlig unerwartet plötzlich in sich zusammensackt und sich eine Lücke auftut. Wenige Sekunden, in welchen sich ein Riss in der Wirklichkeit öffnet und sich plötzlich eine Frage stellt und wo sich für eine ganz kurze Zeit das innere Verhältnis zwischen Macht und Ohnmacht neu justieren kann - bevor dieser Moment verstreicht, der Riss sich wieder schliesst und die Realität sich aktualisiert hat.

Es gibt gute Gründe anzunehmen, dass der Vernichtungsbeschluss lediglich die konsequente Weiterführung einer Politik ist, die von den Zuhörern ohnehin von Anfang mitgetragen wird, weswegen die «Endlösung» auf keinerlei Regung stossen und in stumpfem Korpsgeist abgenickt werden würde. Diese Menschen, könnte man denken, haben ihre Menschlichkeit bereits so oft verraten, dass sie zu so etwas wie einer individuellen Entscheidung gar nicht mehr fähig sind.

Und doch spricht etwas dagegen: Nämlich die Tatsache, dass Himmler die Aufzeichnungsgeräte überhaupt hat aufstellen lassen.

Offenbar muss er davon ausgegangen sein, dass das im Folgenden Ausgesprochene bei manchen der Anwesenden eine Regung des Innehaltens auslösen würde, einen Moment das Erschreckens, vielleicht sogar einen Ansatz des Widerspruchs. Himmler selbst bezeichnet es in seiner Rede als die schwerste Frage seines Lebens.

Wir werden es nie erfahren, werden nie wissen, ob jemand in dem Raum diesen Impuls zum Widerstand hatte. Aber eines ist klar: Es wäre zu einfach, zu bequem und irgendwie zu praktisch, zu denken, dass es ihn schlichtweg nicht gab.

Da sind diese Personen in diesem Saal.  
Vielleicht blicken sie sich gegenseitig an.

Die Frage, ob womöglich irgendjemand die Stille durchbrechen würde, steht manchen ins Gesicht geschrieben. Wer weiss.

Und zugleich blicken sie auf die beiden Phonographen mit den sich drehenden Platten, die deutlich signalisieren, ja, es geradezu körperlich spürbar machen, dass mit jedem Atemzug etwas gesagt werden könnte, und dass mit jeder Umdrehung gerade etwas festgelegt wird.

Denn das ist es, wofür die Maschinen tatsächlich da sind.

Sie sind eine Demonstration der Macht

Sie zeichnen das Schweigen nicht nur auf.

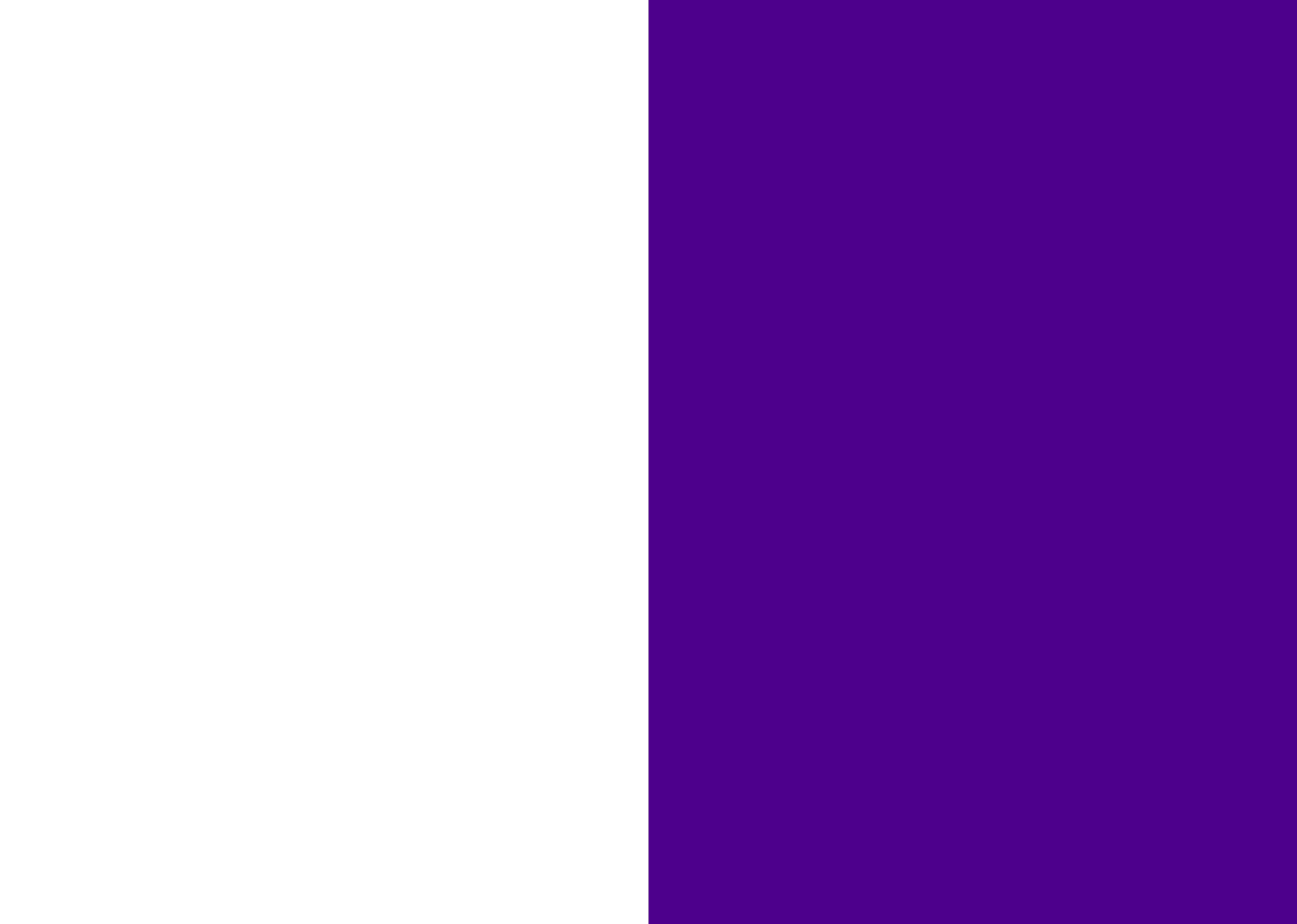
Sie stellen es her.

Die Phonografen fordern heraus, dass alle, die sich zu diesem Zeitpunkt in diesem Saal im Rathaus in Poznan befinden, eine Entscheidung treffen müssen, und sie sorgen zugleich dafür, dass dieser Moment ungenutzt und für alle Zeiten festgehalten, verstreicht.

Nur wenige Sekunden.

Weil niemand etwas sagt, sagt niemand etwas.

Das ist die Mechanik, welche die Zerstörung benötigt, festgehalten als ein zwischen den Worten hörbares, kratzendes Rauschen.



Forum für jüdische  
**OMANUT**  
Kunst und Kultur